

DIE HAUSTRAUUNG

Erzählung aus dem Excontestado von Santa Catarina¹

Alfred Reitz

Ein solcher Fall war mir in meiner Friedensrichterpraxis noch nicht vorgekommen. Zivil hatte ich schon einigen unserer Waldbewohner, den Caboclos, das unzerreißbare Band der Ehe um den Hals geschlungen; eine Haustrauung hatte bis heute noch keiner begehrt. Dies war die erste. Draußen, auf der Veranda des Cartorios des Distriktschreibers, saßen Zé Ferreiro, sein Sohn Chico Ferreiro und zwei Caboclos und warteten auf unseren Bescheid.

Aber der Haken saß ganz wo anders. Jójoca, Chico Ferreiros älteste Tochter, war vor kurzem mit Florindo Antonio in den Stand der Ehe getreten. Der Pater hatte sie getraut, weil er die Meinung hegte, das Kind komme besser in einer christlichen Ehe, als in einer wilden zur Welt. Aber eines hatten ihm die Eltern versprechen müssen, sofort die zivile Trauung nachzuholen; damit ihm nicht der Vorwurf gemacht werden könne, er traue Paare, die nicht das gesetzliche Alter besäßen. Dies war nämlich bei den beiden der Fall. Die junge Frau zählte etwas über vierzehn, der junge Ehemann hatte kürzlich sein sechzehntes Lebensjahr vollendet. Fehlten also jedem rund zwei Jahre um heiraten zu können. Gesetz ist Gesetz mag jeder darüber auch seine besondere Ansicht haben.

„Also stellen wir den Tatbestand fest“ wandte ich mich an den Distriktschreiber. „Es fehlen zwei Jahre am gesetzlichen Heiratsalter. Wenn diese nicht herbeigeschafft werden können, ist an eine zivile Trauung nicht zu denken. Ich traue sie jedenfalls nicht. Vielleicht erklärt sich einer meiner Supplenten bereit.“

„Glaube ich nicht. Außerdem mache ich nicht mit,“ sagte der Distriktschreiber.

„Einverstanden. Das einfachste ist, die Herrschaften warten eben noch zwei Jahre, dann ist alles in Butter. Eehindernisse bestehen dann nicht mehr.“

„Der alte Zé und Jójocas Vater bestehen auf sofortiger Trauung.“

„Hätte besser auf sein Töchterlein aufpassen sollen.“

„Sie sind nun kirchlich getraut und sind der Meinung, daß wir verpflichtet sind, sie auch zivil zu trauen.“

„Weiß Gott, wie viele der Caboclos sind nur kirchlich getraut und denken nie mehr daran sich zivil trauen zu lassen.“

„Der alte Zé kennt etwas von den Gesetzen. Er weiß, daß die kirchliche Trauung keine Unterhaltungspflicht nach sich zieht. Der Florindo ist ausgerückt, als er bemerkte, was in Aussicht stand. Hat sich eine Turma von Hervasammlern angeschlossen. Der Zé ist ihm nach; hat ihn aufgespürt. Noch rechtzeitig hat er ihn zurück gebracht, daß beim letzten Besuch das Paters die Trauung stattfinden konnte.“

„Haben Sie eigentlich Geburtsscheine?“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete der Schreiber.

„Mann Gottes, was können wir denn mehr verlangen! Das Dekret, das die nachträgliche Registrierung der Geburt erlaubt, ist das noch in Kraft?“

„Es ist bis zu Ende des Jahres verlängert worden. Daß ich darauf nicht gekommen bin!“ Der Schreiber schlug sich vor die Stirn.

„Agora vamos dar um geito, wie es so schön im Brasilianischen heißt.“

Wir brauchen nur zwei Zeugen, die bestätigen, daß Florindo achtzehn Jahre und Jójoca sechzehn Jahre alt ist.

¹ Texto originalmente publicado em gótico no *Kalender für die Deutschen in Brasilien*. São Leopoldo, Rotermund Verlag, 1940, p.89- 102.

„Die sind draußen.“

„Also rein mit ihnen.“

Zuerst betrat Zé das Cartorio. Unter der Caboclada war er „die“ Respektsperson und hatte unter seinesgleichen stets den Vortritt. In seinem Äußeren hatte er nichts von einem Caboclo an sich. Mit seinem vollen weißen Haupthaar und seinen Vollbart war er, trotz seiner siebzig Jahre, eine imponierende Erscheinung. Blaue, durchdringende Augen leuchteten aus dem sonnenverbrannten, zerfälteten Gesicht. Wir kannten uns schon länger. Ein Hochwasser des Tigre hatte mich, auf einer Reise, einige Tage in seinem Hause festgehalten. Es mochte stimmen, was er mir damals am abendlichen Feuer erzählte. Sein Vater sei ein Deutscher gewesen und habe Schmidt geheißen. Er habe seinerzeit bei einem der „Batalhões estrangeiros“ - Fremdebataillone - gedient. Nach der Auflösung der Bataillone habe er das Land bezogen, das die kaiserliche Regierung den entlassenen Soldaten überwies. An seinen Vater habe er keine Erinnerung. Als der Paraguaykrieg ausbrach, sei er, der über Fünfzigjährige, als Freiwilliger mitgegangen und dort geblieben. Das unruhige Soldatenblut hatte Zé von seinem Vater geerbt. Als kaum Achtzehnjähriger nahm er an der Federalistenrevolution in Rio Grande teil. Als diese nach einjährigen Kämpfen zusammenbrach, flüchtete er mit vielen anderen in die endlosen Wälder des Contestado. Hier verbrachte er sein Leben. Unter den Caboclos war er der politische Chef. Zum Kommissar der Sektion Tigre ernannt, hielt er auf strenge Ordnung. Was an Streitfällen vorkam, schlichtete er, ohne die Distriktsbehörde in Anspruch zu nehmen. Manchmal geschah dies unter Anwendung einer Reitpeitsche, deren Lasche die respektable Länge von einem halben Meter besaß.

„Also, Zé Wir werden die Ziviltrauung vollziehen, wenn Zeugen da sind, die das heiratsfähige Alter der beiden bescheinigen. Ich hörte so etwas, daß die Jojóca erst vierzehn und der Florindo erst sechzehn Jahre alt sein sollte. Scheint mir nicht recht glaubhaft. Damals, als ich euch besuchte, - es sind doch schon zwei Jahre her - war die Jojóca schon ein erwachsenes Mädchen. Aber dies tut nichts zur Sache. Das heiratsfähige Alter muß in diesem Fall durch Zeugen bewiesen werden.“

„Die sind hier“, antwortete der Zé und wies auf die beiden Caboclos, die hinter ihm standen.

„Gut, mehr braucht es nicht. Vortreten, Amigos, und mir nachsprechen: Ich verspreche, die Wahrheit ohne Auslassung und Verdrehung zu sagen. Nein, so geht das nicht. Einer nach dem anderem. So ist es recht.“

Als sie die Akte unterschrieben, war Florindo achtzehn Jahre und sechs Monate alt und Jojóca hatte über die erforderlichen sechzehn Jahre noch sechs Monate mehr. Alles ging in vorgeschriebener Ordnung. Keine Behörde, geschweige denn ein Mensch, der auf Autorität keinen Anspruch erheben konnte, durfte an dieser Tatsache zweifeln, schwarz auf weiß stand sie da, mit gewichtigem Amtssiegel bekräftigt, auf dem Papier.

Schön, die Klippe war umschifft. Nun versuchte ich dem Zé die Haustrauung auszureden. Zur Serra de Tigre war's ein Ritt von 40 Kilometern und dazu noch der größere Teil Pikade. Wirklich kein Vergnügen. Zwei Milreis der Kilometer war die Taxe, und nun wollte sie der Zé noch zur halben haben. Ausgeschlossen, kein Gedanke. Würden wir sie ihm für die Hälfte machen, dann könne jeder andere sie mit gleichem Recht verlangen. Darüber gäbe es kein Handeln. Aber warum sollte er sich die Ausgabe machen? Es war doch viel billiger das junge Paar käme mit den Zeugen nach der Villa und die Trauung würde hier vollzogen. Aber es war nichts zu machen, Zé bestand auf der Haustrauung. Gut, mit den Kosten sei er einverstanden, aber einen Gefallen könnte ich ihm tun. Ich könnte meinen photographischen Apparat mitbringen. Wozu das? Er hätte gern ein Bild von seiner Familie, sie sei noch niemals photographiert worden. Ich

überlegte. Mit dem Zé hieß es sich, schon aus Gründen der Politik, gut stellen. An die 50 Wähler hörten auf sein Wort. Sie wählten mit dem Stimmzettel, den Zé ihnen gab. Keinen anderen, da konnte der Staatspräsident in höchsteigener Person ihnen einen Stimmzettel geben, sie nahmen ihn an, steckten aber den ins Kuvert, den Zé ihnen gab. Und die Wahlen standen vor der Türe.

„Abgemacht.....Ich bringe den Apparat mit und ihr bekommt ein Dutzend Bilder. Das sind zwanzig Milreis in Geldwert. Wann soll die Trauung sein?“

„Nächsten Sonntag, Amigo.“

„Schon nächsten Sonntag. Das geht nicht. Am Sonntag kann keine Ziviltrauung vollzogen werden. Dann müßten wir das Datum der Akte fälschen. Das ist Urkundenfälschung und darauf steht Gefängnis. Außerdem muß das Aufgebot vier Wochen ausgehängt werden.“

„Vier Wochen“, rief Zé bestürzt aus. „Dann müßten wir die ganze Zeit aufpassen, daß der Florindo nicht wieder ausrückt.“

„Wir könnten das Aufgebot zurückdatieren,“ warf der Distriktsschreiber ein.

„Meinetwegen..... Also übernächsten Sonnabend. Dann könnt ihr am Sonntag ausschlafen oder weiter feiern, ganz nach Belieben.“

Zé schien seiner Enkelin eine Hochzeit erster Klasse ausrichten zu wollen. Da es ja Begräbnisse erster Klasse bis zum Armenbegräbnis hinunter gibt, so dürfte es wohl auch gestattet sein, diesen Ausdruck auf Hochzeiten anzuwenden. Das sollte keine von den Caboclohochzeiten werden, zu der der Bräutigam der Braut ein Paar weiße Schuhe schenkt, und nach der Trauung eine Bewirtung mit Rapadura und Schnaps stattfindet und damit „des Lebens schönste Feier“ ihren Höhepunkt erreicht. Auch solche Hochzeiten habe ich schon erlebt. Nachdem nun die amtlichen Angelegenheiten erledigt waren, wünschte Zé mit mir noch privat zu verhandeln. Er wollte von mir zwei Fäßchen Rotwein gegen 4 Körbe Herva Maté einhandeln. Das waren 240 Kilo Herva. Schlecht war das Geschäft nicht. Aber was sollte ich mit der vielen Herva anfangen? Im Haushalt verbrauchten wir das ganze Jahr kaum einen Korb. Gut, er könne den Wein haben, aber ich verlange prima Herva, damit ich sie weiterverkaufen könne. Keine „Muffada“ und mit daumendicken Aststücken dazwischen.

„Ich lasse sie besonders stampfen,“ versicherte Zé. „Der Freund wird zufrieden sein.“

Unter den üblichen Abraços erfolgte die Verabschiedung. Zé schwang sich wie ein Junger in den Sattel, winkte grüßend zurück und verschwand in einem scharfen Marsch. Er wollte heute noch die Serra de Tigre erreichen.

„Also werden wir nächsten Sonnabend das zweifelhafte Vergnügen haben nach der Serra de Tigre zu reiten.“ Der Distriktsschreiber sah von dem Edital, in dem das Aufgebot von Florindo und Jojóca verkündet wurde, auf. „Ich werde nicht mitkommen können. Sie wissen ja, wegen meiner Frau.....“

„War es schon so weit..... Hmmmm..... Ja, wenn Sie nicht mitkommen können, dann bleibt nichts weiter übrig als einen Schreiber ‚ad hoc‘ zu ernennen. Wen nehmen wir da? Auswahl haben wir bei unseren Analphabeten keine.“

„Ich habe schon mit dem Gerhardt gesprochen. Der würde gern mitgehen.“

„Gerhardt, dieser Düsseldorfer Windhund. Dem stecken wohl die Morenas im Kopf? Meinetwegen!“

Heinz Gerhardt, Landmesser von Gottes Gnaden, will heißen ohne vorgeschriebene berufliche Vorbildung. Von Vatersseiten über den großen Teich gesandt, damit er sich die Hörner abstoße, was sich hier im Lande des südlichen Kreuzes leichter und ohne jenes unliebsame Aufsehen vollzog, als es bei der Enge der alten Heimat möglich war. Seit seiner letzten Vermessung, sie lag schon drei Monate zurück, bummelte er auf dem Stadtplatz herum. Da eine weitere Vermessung in Aussicht stand, kreidete ihm der

Hotelwirt einstweilen die Pension an. Mit der Sorglosigkeit seiner 26 Jahre lebte er einstweilen gute Tage in „dolce far [sic] niente“. Ein hübscher, hochgewachsener, frischer Kerl, immer bereit, den Mädels, die ihm über den Weg liefen, den Kopf zu verdrehen. Aber als anständiger Kerl hütete er sich, gewisse Grenzen zu überschreiten, blieb fest, wenn auch die andere Seite nur zu gern geneigt war sie zu überschreiten. Ein Zufall hatte es herausgebracht, daß sein Vater und ich gemeinsam unsere Dienstzeit beim Füselier-Regiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern Nr. 40 in der Bäderstadt Aachen abgeleitet hatten, bei der gleichen Kompagnie, ja sogar eine zeitlang Stubenkameraden gewesen waren. Daraus hatte sich nach 25-jährigem Auseinandergehen ein Briefwechsel entsponnen und auf Bitte seines Vaters übte ich so eine Art Vormundschaft über Gerhardt aus, die er sich „nolens volens“ mit guter Miene zum bösen Spiel gefallen ließ. Er hatte, wie er mir einmal gestand, bald herausgefunden, daß es nur in seinem Interesse war meine Ratschläge zu befolgen. Wirklich bestürzt war er, als ich ihm androhte, ich würde seiner Braut schreiben, wie er es hier triebe. Ob sie solch einen Schmetterling haben wolle, der von Blume zu Blume gaukle? Allen vierzehn Tage sähe man ihn mit einer anderen Süßholz raspeln. Er entschuldigte sich damit, es sei nur eben Zeitvertrieb, weil er nichts anderes zu tun habe. Aber seiner Braut dürfe ich nichts schreiben. Die brächte es fertig und höbe die Verlobung auf, versicherte er mir mit einem treuherzigen Blick. Er könne nun einmal nichts dafür, sehe er ein hübsches Mädel, dann müsse er sich mit ihr unterhalten. Und sie unterhielten sich alle gern mit ihm. Das bezweifelte ich nicht im Geringsten. Aber ob er vielleicht glaube, daß den Mädels es nur darum zu tun sei, sich mit ihm zu unterhalten. Einen Verlobungsring trage er nicht, und als anständiger Kerl dürfe er nicht in den Mädels Hoffnungen erwecken, die er niemals erfüllen wolle. Die dächten ans Heiraten und nur ans Heiraten; das solle er sich gesagt sein lassen. Er sei doch einmal in seines Vaters Geschäft Musterreiter gewesen. Er habe die Muster doch der Kundschaft vorgelegt, damit sie sie kaufe und nicht nur betrachte und schön fände. Nun könne er sich einen entsprechenden Vers bezüglich der "Namoro" machen. Dann würde er unterschreiben lernen, was Mittel und was Zweck sei.

Also Heinz Gerhardt wurde zum Distriktsschreiber „ad hoc“ ernannt. Streng genommen ging es nicht. Gerhardt war kein Brasilianer, besaß aber dafür den brasilianischen Wählertitel. Die Geschichte spielt noch zu der Zeit, in der man es mit diesen Dingen nicht so genau nahm. Also unterschrieb ich die Ernennung. Was er sich durch die Trauung verdienen konnte, kam ihm, wie ich wußte, im Augenblick sehr gelegen.

Serra de Tigre, eine zwischen zwei Flüssen gelegene Hochebene, lang und schmal. Zwischen Flußbett und Wasserscheide ein Höhenunterschied von rund siebenhundert Meter. Entsprechend der Auf- und Abstieg. Dichte Herva-Matébestände, von Grammatas unterbrochen, machten sie für den Caboclo eine geeignete Zone zur Niederlassung. Für den ackerbauenden Kolonisten taugte sie nicht. Land, auf dem die Herva Maté wild wächst, ist immer schwaches Land, das seinen Mais hervorbringt.

Bisher hatten wir noch auf der Straße reiten können. Am Fluß war sie zu Ende. Der Passo de Morte, der schon manches Opfer gefordert hatte, ließ sich bei dem Tiefstand des Wassers ohne Gefahr durchreiten. Nun kam der Aufstieg zur Serra. Eine Pikade, die sich in einer endlosen Serpentine vom Tale bis zur Hochebene hinzog. Es war sofort zu merken, daß sie an der Winterseite lag und das ganze Jahr hindurch nicht einmal trocken wurde. Eine endlose Kette von knietiefen Löchern, in Schrittabstand, von den Tropas im Laufe der Jahre ausgetreten. Gerhardt fluchte über das große Buch, das er vor sich auf den Knien hielt, die „Acto de Casamento“. Warum hatte er sich nicht ein Tier mit Packtaschen mitgenommen? Er besaß doch drei Reittiere. Schon vorher machte ich

ihn darauf aufmerksam, daß er mit seiner Idee, das schwere Buch vor sich auf den Knien zu nehmen, sein Vergnügen haben werde. Das sei kein Mädchen, das, um sich bei einem solchen Transport festzuhalten, die Arme um seinen Hals schlängle. Ich hatte auch einmal diese ausgelassene Idee gehabt und wußte Bescheid. Nun wußte er es auch. Endlich, fast drei Stunden hatten unsere ermüdeten Tiere gebraucht die Serpentine hinter sich zu schaffen, erreichten wir die Wasserscheide. Wäre der Zé ein Raubritter vergangener Zeiten gewesen, einen strategisch günstiger gelegenen Punkt hätte er sich für seine Behausung nicht auswählen können. Wer weiter wollte, mußte hier vorbei, ein Ausweichen gab es nicht. Die „encostada“ war eine Fahrt in den Abgrund. Mit heilen Knochen würde wohl keiner ein Viertel des Weges zurücklegen, geschweige den Rest.

War das ein Leben vor Zé Ferreiros Haus! An allem, was sich auch nur irgendwie zum Anbinden eignete, waren Reittiere angebunden. Und zwischen ihnen weideten Pferde und Mulas, die mit ihren Fußfesseln sich nur in kleinen Sprüngen fortbewegen konnten. Sämtliche Caboclos, die das Hochland bevölkerten, schienen zur Hochzeit eingeladen zu sein. Es wimmelte nur so von braunen Männern, Frauen und Kindern. Das Fest hatte schon beim letzten Paterbesuch stattfinden sollen. Aber da man nicht sicher war, des Florindo rechtzeitig habhaft zu werden, wurde es verschoben. Die Jojóca war Zés Liebling, aber das ganze Konzept hatte sie ihm verdorben. Aber nun wird es wieder in Ordnung gebracht, war Zés Meinung, als wir von unseren Tieren stiegen.

Der große Trockenschuppen war ausgeräumt. Einige Mädchen waren dabei ihn mit grünen Heckenbesen auszufegen. Junge Burschen befestigten mit Lianen Palmwedel an die Posten. Der angenehme, einladende Duft von Spießbraten stieg uns in die Nase. Zwei Ochsen und eine Kuh hatte der Zé für die Hochzeit seiner Enkelin geschlachtet. Mit ein paar gerissenen Brettern wurde im Schuppen ein Tisch improvisiert. Palmwedel gaben ihm ein festliches Ansehen. Wir vertauschten unsere Jacken mit dem schwarzen Jakett, das Halstuch mit Kragen und Krawatte. Es war Vorschrift, daß Richter und Schreiber entweder schwarze oder weiße Kleidung trugen, Zé hätte es uns wahrscheinlich sehr übel genommen, wenn wir dem nicht entsprochen hätten.

Vor dem Haus formierte sich der Zug, den wir, einsam hinter dem Tische stehend, erwarteten. Das Brautpaar wurde aufgefordert uns gegenüber Platz zu nehmen. An die Stirnseiten kamen die Trauzeugen mit ihren Damen zu sitzen. Der ganze Schuppen füllte sich mit Menschen. Sie waren gespannt, was sich nun an dem Tische ereignen würde. Von den Ehepaaren, die zugegen waren, mochten wohl einige kirchlich getraut sein, zivil nicht eins; sie lebten in wilder Ehe. Eine Unruhe ging durch die Versammelten, als ich sie aufforderte, während der Amtshandlung sich zu erheben und mögliche Stille zu bewahren. Ich wartete, bis alles still war. Gegen das Schreien der Säuglinge war ich allerdings machtlos; im Grunde genommen eine angemessene Begleitmusik für eine Trauung.

Nun richtete ich an den Bräutigam die schicksalsschwere Frage: „Senhor Florindo Antonio Ist es Ihr freier und unbeeinflußter Wille, sich mit der Dona Jojóca Ferreiro zu verheiraten?“

Florindo hob den Kopf und sah mich unschlüssig an. Dann senkte er wieder den Blick. Hatte er mich nicht verstanden?Ich wiederholte meine Frage, langsam, zwischen jedem Wort eine Pause lassend. Auch darauf erfolgte nichts, was irgendwie als bejahende Antwort gedeutet werden konnte. Vielleicht wußte er nicht, was er antworten sollte, das schicksalsschwere Ja. War mir schon einmal bei einer Trauung passiert. Half ihm ein wenig nach. „Sim - ja.“

Das Knopfnicken nahm ich als Bejahung an. Nun wirst du den Mund auf tun müssen, mein Junge. „Sprechen Sie mir nach, Senhor Florindo. Ich Florindo Antonio

Nachsprechen, forderte ich ihn nochmals auf, und das mit einer Stimme, die bis zum Schuppen hinausklang. „Ich“ lauter, Florindo Antonio lauter, was soll dies verschämte Gestammel einer Jungfrau“empfangen die Dona Jojóca Ferreiro als meine Frau, nichts mehr zu machen, mein Junge, schaltete ich in Gedanken ein „Solange wir leben Ecco“

Nun zu dir, mein Täubchen Aus einem leichtgetönten, ebenmäßig geschnittenen Gesicht sahen mich ein Paar samtbraune Augen fragend an. Ihre weißen Zähne blitzten, als sie prompt ihr „Ja“ hervorstieß. Beim Nachsprechen entwickelte sie einen bemerkenswerten Eifer. So, nun hatte der Schreiber in Aktion zu treten und den ersten Teil der Trauakte, sie umfaßte drei volle Seiten, vorzulesen. Aber Gerhardt dachte nicht an seine Akte. Stolz, hier im Mittelpunkt der Ereignisse zu stehen, ließ er seine Blicke über die Versammelten schweifen. Wahrscheinlich versuchte er festzustellen, welche die hübschste der Morenas sei. Ein Rippenstoß von mir ließ ihn die Beschäftigung abbrechen. „Akte vorlesen....“

Ich hatte nun Gelegenheit meine nähere Nachbarschaft zu betrachten, aber eine Wahrnehmung ließ mich bald darin abbrechen. „Halt,“ unterbrach ich Gerhardt, der bereits, unbekümmert den zweiten Teil der Akte vorlas. Mir gebührte das Wort zur Trauformel. Um einen entsprechenden Eindruck zu erzielen, hob ich die Stimme. „In Übereinstimmung des Willens, den Sie beide vor mir bekundeten, erkläre ich, der Friedensrichter, im Namen des Gesetzes Sie für verheiratet....“

Gerhardt las die Akte zu Ende. Ich unterschrieb als erster. „Nun, Kinder, kommt und unterschreibt das Todesurteil eurer Freiheit.“ Aber es stellte sich heraus, daß weder der Ehemann noch die junge Frau lesen oder schreiben konnten. Es dauerte geraume Zeit, bis wir unter den anwesenden Männern zwei herausfanden, die „a rogo“ für das junge Paar unterschrieben. Es unterschrieben noch die Zeugen, dann setzte Gerhardt als letzter seinen Namen darunter, dem er ein schwungvoll ausgeführtes „Escrivão ad hoc“ beifügte.

Foguettas zerplatzten in der Luft, Revolver gaben ihre Ladung in die Luft. Die Anwesenden drängten sich herbei, um das junge Paar zu beglückwünschen. Gerhardt nahm sein Buch und brachte es im Hause in Sicherheit.

Erst die Aufnahme, nachher der Spießbraten, vereinbarte ich mit Zé. Wie, alle diese Menschen, die da herumwimmelten wie die Ameisen, sollten auf das Bild? Meinetwegen, einmal und nicht wieder verspreche ich dir ein Bild von deiner Familie. An die hundertundfünfzig Menschen, ungerechnet die Kinder. Da war eine terrassenförmige Anhöhe die einzige Möglichkeit alle Menschen auf ein Bild in Postkartengröße zusammen zu quetschen. Ein paar Bänke wurden improvisiert. „Also rechts das Weibliche, links das Männliche. Genau wie in der Kirche. Gerhardt, übernehmen Sie mal die Damen ansprechend zu gruppieren.“

Willkommene Aufgabe für den „Escrivão ad hoc.“ Schon hatte, nach seiner Anweisung, alles, was ein hübsches Lärchen besaß, auf den Bänken Platz genommen. „Natürlich die Flappers müssen sitzen,“ hauchte ich ihn an. „Die Bänke sind für die Mütter mit ihren Säuglingen. Das grüne Gemüse platzieren Sie mal gefälligst hinten auf. Verstanden....“

Die Umwertung der Werte, wie Gerhardt nebenbei Nietzsche zitierend bemerkte, wurde vollzogen. Immer weiter mußte ich mit der Kamera zurück, bis ein Dornbusch Einhalt gebot. Himmeldonnerwetter, waren die Kerls denn verrückt! Auf der Mattscheibe sah ich, wie sie sich gegenseitig Revolver unter die Nase hielten, Waldmesser schwangen, als wollten sie ihren Nachbarn den Kopf absäbeln. Und das sollte das Bild einer Hochzeitsfeier sein! Ein Zuruf an Gerhardt; wie der Blitz schoß er nach vorn. Revolver

und Messer verschwanden, der Anblick wurde gesitteter. Ein zweimaliges „Prompto“, dann war auch dieser Schmerz überstanden.

Nun kam endlich das an die Reihe, worauf schon alles mit Sehnsucht wartete. Wir kamen an den Tisch des jungen Paares zu sitzen, an dem Zé würdevoll den Ehrensitz einnahm. Alles andere ließ sich auf der Gramma nieder. Der Spieß wurde in den Boden gesteckt, mit den langen Waldmessern fingerbreite Fleischstreifen abgesäbelt. In den verschiedenartigsten Gefäßen, Ochsenhorn, Flaschenkürbis und Blechlatten, die einmal kaustisches Soda als Inhalt hatten, kam der Wein zum Ausschank. Es war kaum zu glauben, welche Fleischmengen diese Menschen vertilgen konnten. Erst als die Knochen bis aufs letzte abgenagt waren, wurden sie den hungrigen Hunden zugeworfen. Der Bandoniumspieler, der sich ausgiebig für eine Arbeit gestärkt hatte, trat in Tätigkeit. Im Nu drehten sich die Paare auf dem hartgetretenen Boden des Schuppens. Von Wein war längst nichts mehr vorhanden, der Cachaça war an seine Stelle getreten. Ich dankte. Es schien mir rätlich, den Männern die Waffen abzunehmen, ehe dieses Krakehlwasser seine Herrschaft über die Gemüter ausübte. Wer nicht einen Revolver im Gürtel trug, hatte wenigstens ein scharfgeschliffenes Waldmesser, oft von sehr respektabler Länge, an der Seite baumeln. Stille oder offene Feindschaften gab es bei einer solchen Menschensammlung immer, und der Schnaps war nur zu sehr geeignet, glimmendes Feuer zur hellen Flamme emporschlagen zu lassen. Erst vor kurzem hatte es bei einer Caboclohochzeit im Nachbarmunizip nicht weniger als fünf Tote gegeben, darunter das junge Paar. Besser, es wurde vorgebeugt. Meine zehnschüssige Mauserpistole nach vorn schiebend, daß sie allen sichtbar war, forderte ich die Anwesenden auf, ihre Schußwaffen sowie die blanken Waffen, ohne Unterschied, in Gewahrsam des Hausherrn zu geben. Anfänglich zögernd, dann aber allgemein wurde meine Aufforderung nachgekommen. Es war ein großer Herva-Matékorb voller Waffen, der in Zés Haus geschafft wurde. Morgen früh würden sie wieder ausgegeben.

Gerhardt war heute in seinem Element, Tänzerinnen „en masse“. Obwohl alle jungen Burschen tanzten, warteten noch immer eine Anzahl Morenas, geholt zu werden. Der junge Ehemann brachte mir seine Frau, damit ich mit ihr tanze. Das war, wie ich wußte, eine Ehrung, der ich mich nicht entziehen durfte, ohne zu beleidigen. Der Bandoniumspieler glaubte sich verpflichtet, diesen Tanz unendlich ausdehnen zu müssen. Als ich die junge Frau wieder ihrem Manne zuführte, war es um mich geschehen. Kaum ertönen die ersten Klänge, und schon sah ich mir eine Tänzerin zugeführt. Was für ein Tanz gespielt wurde, vermochte ich nie festzustellen, aber mit Polka und Foxtrott vermied ich alle Klippen. Was fiel nur dem Windhund Gerhardt ein, immer mit demselben Mädchen zu tanzen? Er kannte die Sitten des Waldes, konnte sich doch selber sagen, welche Rückschlüsse ein Mädchen zog, das ein Tänzer zu jedem Tanze holte. Die Morena, mit der er dauernd tanzte, war doch die Dame des einen Trauzeugen. Daraus war doch zu schließen, daß zwischen den beiden schon irgendwelche Beziehungen bestanden....

Bambusrohrstücke, mit Petroleum gefüllt und durch einen Lappenpfropf geschlossen, wurden als primitive Fackeln an den Pfosten angebracht. Zé holte uns zu einem kalten Rippenstück ins Haus. Hier war noch weniger Platz als im Schuppen, so verfügten wir uns wieder dorthin. Gerhardt hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Morena zum Tanz aufzufordern. Nach einer Weile kam Zé und drückte mir eine gefüllte Matecuia und einen Kessel heißen Wassers in die Hand. Ich verdrückte mich in eine Ecke und lutschte Maté. Gerhardt erspähte mich, kam gleich nach Schluß des Tanzes und bat, mithalten zu dürfen. Selbstredend, Maté trinkt sich in Gesellschaft besser, als allein. Er schwärmte mir von den nachtschwarzen Augen der Morena vor, mit der er dauernd getanzt habe. Ob er keine andere Unterhaltung wisse? An Morenas mit nachtschwarzen Augen sei

doch, weiß Gott, hier kein Mangel. Aber um nun mal bei der bewußten Morena zu bleiben, hätte ich ein Preisrätsel zum Lösen. Wann sich bewußte Schönheit zum letztenmale gewaschen habe? Ganz gewaschen oder gebadet meine ich. Nein, das könne er nicht sagen? Aber das eine könne ich ihm verraten, daß sie heute das Gesicht gewaschen habe. Das stehe absolut fest. Bei der Trauung habe sie dicht neben mir gestanden und ich hätte genau feststellen können, wieweit ihre heutige Katzenwäsche gegangen sei. Sie habe nämlich nachher ein Kleid mit einem weiteren Rückenausschnitt angezogen und der Streifen, der nun sichtbar geworden sei, ließe bedenkliche Rückschlüsse auf das Übrige zu. Aber diese Feststellung schien auf Gerhardt keinen Eindruck auszuüben, auch nicht meine Warnung, sich einer gewissen Zurückhaltung und Vorsicht zu befleißigen. Mir war es schon aufgefallen, daß der eine Trauzeuge Gerhardt mit finsternen Blicken verfolgte. Nun tanzte er schon wieder mit dem Mädchel!

Mit dem Gedanken, daß sich doch irgend eine Ecke zum Schlafen finden müsse, verfügte ich mich ins Haus. Kein GedankeÜberall lagen schlafende Kinder, sowohl auf den Betten, wie auf den auf dem Boden ausgebreiteten Pelzen; jede nur verfügbare Ecke war von ihnen in Beschlag gelegt. Es hieß also für diese Nacht auf den Schlaf Verzicht zu leisten. Ich ging vor dem Schuppen auf und ab, hier war ich wenigstens sicher, nicht zum Tanze geholt zu werden.

Welch ein Leben führten doch diese Menschen im Wald! Erbärmlich, wenn dieses Leben mit dem Leben eines zivilisierten Menschen, mit seinen uferlosen Ansprüchen, gemessen wurde. Aber war dieser Maßstab der richtige, der natürliche war es jedenfalls nicht. Was man nicht kennt, vermißt man nicht. Ein Fest wie dieses war einer der wenigen Glanzpunkte in ihrem Leben, das meist nur eine Kette von Entbehrungen war. Die Alten vergaßen im Alkohol die Sorgen des Alltags für wenige Stunden, die Jugend vergnügte sich beim Tanz. Vom Tanz und Getränken erhitzt verschwanden die Mädchen, von den Armen eines braunen Burschen umschlossen, im nahen Walddickicht. Und dort nahm wieder die Tragikomödie, die sich Leben nennt, ihren Anfang, durch die sich das Leben in einer unendlichen Kette erhält. Wozu....? Es lohnt sich nicht, darüber nachzudenken. Ein Gedicht, das Mathias [sic] Claudius vor mehr als hundert Jahren in seinem Wandsbecker Boten veröffentlichte, kam mir in den Sinn. Vor kurzem hatte ich es in einer Biographie dieses pietistischen Dichters gelesen. Seine unerbittliche Erkenntnis des Lebens hatte auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß ich es unvergeßbar meinem Gedächtnis einverleibte. Und als ich dem braunen Burschen nachblickte, der, ein Mädchen im Arm, dem Walddickicht zustrebte, sagte ich es in Gedanken auf:

„Empfangen und genähret
 Vom Weibe wunderbar;
 Kömmt er und sieht und höret
 Und nimmt des Trugs nicht wahr;
 Gelüftet und begehret
 Und bringt sein Tränlein dar;
 Verachtet und verehret
 Hat Freude und Gefahr.
 Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
 Hält nichts und alles wahr;
 Erbauet und zerstöret
 Und quält sich immerdar.
 Schläft, wachet, wächst und zehret,
 Trägt braun und graues Haar

usw.

Und alles dieses währet,
 Wenn`s hoch kommt achtzig Jahr.
 Dann legt er sich zu seinen Vätern
 nieder,
 Und er kömmt nimmer wieder

Ein Lärm im Schuppen ließ mich mein Nachdenken abbrechen. Das war doch Gerhardts Stimme. In der Ecke dort ballten sich Menschen zusammen. Da lief auch schon der Zé hinter dem Schanktische hervor. Ich zog meine Mauser, rücksichtslos bahnten wir uns einen Weg durch die Menge. Da stand Gerhardt. Von der Klammer seines linken Armes wehrlos gemacht, holte er seine rechte aus, um sie dem Trauzeugen ins Gesicht zu schlagen. Aber seine Lage war gefährlich. Fünf, sechs Burschen waren bereit sich auf ihn zu stürzen. Mit einem donnernden „Atraz“ scheuchten wir sie zurück. Wir rissen die beiden Kampfahne auseinander. „Marsch ins Haus, dort wird die Sache erledigt. Hier nicht.“ Die sich nachdrängten, bekamen die Türe vor der Nase zugeschlagen.

So, was war geschehen. Gerhardt gab an, von dem Trauzeugen plötzlich angegriffen und einen Schlag erhalten zu haben. Er habe sich nur verteidigt. Der andere bestritt nicht Gerhardt angegriffen zu haben. Der habe den ganzen Abend mit seinem Mädchen getanzt, und da habe er die Wut bekommen. Begreiflich, vielleicht hatte er gerade den heutigen Abend dazu ausersehen, um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Nun kam dieser Schreiber daher, nahm sein Mädchen in Beschlag und verhinderte die notwendigen Präliminarien, ohne die es nun einmal nicht geht. Da kann auch Gebildeten die Galle überlaufen. Der Schuldige war Gerhardt. Die Sache war erledigt. Ich sagte dem Manne, daß ich dafür verbürge, daß der Schreiber heute Nacht nicht mehr mit seinem Mädchen tanzen würde. Er trollte ab.

„Da haben Sie es nun, Sie Düsseldorfer Windhund. Hätten wir ihnen nicht die Waffen abgenommen, da lägen Sie jetzt da, mit einer Kugel oder einen Messerstich zwischen den Rippen. Das kommt von Ihrer Schwärmerei für nachtdunkle Augen. Was hat Ihnen die Morena auf Ihre Süßholzraspelei geantwortet? Doch nur ja oder nein, mehr bringt man aus ihnen doch nicht heraus.“ Ohne ein Wort zu erwidern ließ sich Gerhardt abkanzeln. „So, und dies nun dienstlich! Als Schreiber ‚ad hoc‘ unterstehen Sie mir, bis zur Ankunft in der Villa. Lassen Sie sich heute Nacht noch einmal einfallen mit dem Mädels zu tanzen, dann sperre ich Sie, nach unserer Ankunft in der Villa, unweigerlich 24 Stunden in die Cadeia. Nun wissen Sie und richten sich danach! Übrigens betrachten Sie sich ‚abaixo da ordem‘. Sie wissen doch, was dies bedeutet.....“

„Daß ich mich nicht ohne Erlaubnis entfernen darf.“

„So ähnlich.“

Gerhardt war die Lust zum Tanzen vollständig vergangen. Vor sich hindösend, hockte er auf einem Holzklotz vor der Feuerstelle. Für mich war etwas Gutes bei dem Zwischenfall herausgekommen. Ein Sitzplatz, der mir gestattete, mich sogar an die Wand zu lehnen. Wie genügsam unter Umständen die Menschen werden. Und ich brachte es fertig, sogar einige gute Stunden zu schlafen, beim Einschlafen wehmütig an mein Bett denkend, das unbenutzt in meinem Hause stand.

Als ich erwachte, rumorte Gerhardt am Feuer und fachte es zu hellen Flammen an. Die Familiencuia, die gut ein halbes Kilo Herva faßte, wanderte unablässig zwischen uns hin und her. Nun aber hatten wir uns genug Coffein einverleibt. Wo finden wir unsere Pferde? Trotz der Fußfesseln hatten sie sich ein beträchtliches Stück entfernt. Wenigstens hatten sie sich satt gefressen.

Der Ball im Schuppen war zu Ende. Hier und dort waren in den Ecken Gestalten zu bemerken, die ihren Rausch ausschleifen. Zé stand in der aller Getränke baren Schenke und überzählte die Einnahme. Sein Gesicht strahlte, anscheinend war die Hochzeit der Jójoca für ihn noch ein glänzendes Geschäft geworden. Wir sollten noch dableiben.....? Carreira und so weiter würde es heute noch geben. Ausgeschlossen, wir mußten nach Hause. Also holte Zé einen Pack Scheine hervor und zahlte die Traugebühren aus. Er vergaß nicht mich daran zu erinnern, daß er noch Anspruch auf ein Dutzend Bildern [sic] habe. Gut, in einer Woche könne er sie abholen lassen.

Den Kaffee, den er uns anbot, schlugen wir nicht ab. Ebensowenig die Beigabe, Cangica mit kaltem Schweinebraten. Wir hatten einen siebenstündigen Ritt vor, besser man sorgte vor. „Até outra vista“, klang es uns nach, als wir in die Pikade einbogen.

Ganz gegen seine Gewohnheit war Gerhardt maulfaul. Möglich, daß der Zwischenfall der Nacht ihn noch beschäftigte. „Hoffentlich sind Sie kuriert von Ihrer Schwärmerei für nachtdunkle Augen im allgemeinen, und solchen mit Halsbordüren im besonderen....“

Gerhardt wandte den Kopf. „Das bin ich, und zwar gründlich.“

„Freut mich für Sie, Gerhardt. Aber nun sind Sie so freundlich und reiten vor mir. Es ist garnicht ausgeschlossen, daß Ihr Nebenbuhler in einem Strauche hockt und darauf wartet, Ihnen die blaue Bohne zuzusenden, die er heute Nacht, mangels fehlender Waffe, nicht anbringen konnte.“

Jetzt war es mit Gerhardts Lethargie vorbei. Er parierte sein Pferd. „Meinen Sie wirklich?“

Ich zuckte die Achseln. „Weiß ich's Reiten Sie nur hübsch vornweg. Ich verspüre nicht die geringste Luft, das in Empfang zu nehmen, was Ihnen zugedacht ist. Jedem das Seine, den Wahlspruch kennen Sie ja noch von der Penne her. Und dann noch einen Rat.... Nehmen Sie das Buch gut vor sich in den Sattel. Wenn er sich nicht darauf verpicht, Sie in den Kopf zu treffen, durch das Buch geht selbst eine achtunddreißiger nicht durch. Das ist ein tadelloser Schutz für Ihre Brust und Ihren Bauch. Beten Sie, daß er Matarazzomunition hat, bei der die Kugeln im Laufe stecken bleiben....“

Ich glaube, Gerhardt wäre am liebsten umgekehrt. Aber an ein Wenden war in dieser schmalen Pikade nicht zu denken. Ich hätte schon in den Wald einbiegen müssen, und das tat ich nicht. Gerhardt mußte vorwärts. Das Buch mit der Linken an die Brust gepreßt, seinen Colt in der Rechten, zog er dahin. Immer wieder versuchte er sein Pferd zu rascherer Gangart anzutreiben. Wären wir auf freier Straße gewesen, ich war sicher, er hätte einen Galopp angeschlagen. In dieser Gangart war er gesichert. Aber in dieser steinigen Pikade hieß es Schritt reiten. Im Stillen amüsierte ich mich, wie er aufmerksam jedes Gebüsch zu beiden Seiten unseres Weges beäugte. Einigemal hob er den Colt, als wolle er einen Schuß ins Gebüsch jagen, in dem er eine verdächtige Bewegung wahrnehmen glaubte.

Jetzt, wo die Drecklöcher anfangen, schien es mir angebracht, dem grausamen Spiel ein Ende zu machen. Es hieß alle Aufmerksamkeit auf Tier und Weg wenden. Stolperte das Tier und kam zu Fall, so konnte leicht ein gebrochenes Bein die Folge sein und eine Kugel würde das Ende bilden. „Stecken Sie Ihr Schieß Eisen ein, Gerhardt Es ist keine Gefahr mehr.“

„Ist das auch sicher?“ Ganz schien er der Lage nicht zu trauen.

„Verbürge mich dafür. Habe den Zé beauftragte, dem Burschen seinen Revolver nicht vor zwei Stunden auszuhändigen. Jetzt ist es acht und wir sind schon zwei Stunden entfernt. Also keine Gefahr, daß er uns noch einholt.“

„Aber das hätten Sie mir doch gleich sagen können.....“ meinte Gerhardt vorwurfsvoll. Seine Kakhijacke war im Rücken durchnäßt. Angst oder von der Anstrengung, das schwere Buch vor sich zu halten?

„Natürlich hätte ich es Ihnen sagen können. Aber es sollte Ihnen eine kleine Lehre sein, was sich unter Umständen hätte ereignen können. Vielleicht sehen Sie sich nun in Zukunft vor und lassen den anderen Jungen ihre Mädels. Oder wollen Sie es wirklich darauf ankommen lassen, bis Sie wegen einer solchen dummen Geschichte eine Kugel in den Rippen haben?“

„Nein, es war mir eine Lehre ... Mit keiner spreche ich mehr.“

„Nun werfen Sie gleich das Kind mit dem Bade zusammen hinaus. Also künftig haben die Morenas vor Ihnen Ruhe. Sie sind doch noch zu belehren. Hätte Ihnen das, offen gestanden, nicht zugetraut. Ich werde Ihnen dafür ein Bild dieser Hochzeit schenken. Das können Sie Ihrer Braut senden und dabei bemerken, daß Sie dabei als Escrivão ‚ad hoc‘ amtiert haben. Dann erzählen Sie noch nebenbei die Geschichte von der Morena mit der Halsbordüre.....“

Wird sich riesig über den interessanten Brief freuen.“

Gerhardt lachte wieder über das ganze Gesicht. Er war wieder der hübsche, übermütige Junge, dem man nicht böse sein konnte.

„Das Bild bekommt sie, wenn Sie mir eines schenken wollen. Aber die Geschichte mit der Morena erzähle ich ihr nicht. Werde mich schön hüten. Übrigens, das stimmte, was Sie über ihren Hals sagten. Nachher habe ich es auch gesehen.“

„Aber den Appetit hatte es Ihnen nicht genommen! Da mußte erst der Kavalier anrücken, um Ihnen den zu nehmen. Gerhardt, ich meine es ist an der Zeit, daß Sie Ihre Sturm- und Drangperiode zum Abschluß brächten.“

„Der Ansicht ist auch mein alter Herr. Letzte Woche bekam ich von ihm wieder einmal ein Brief. So halb geschäftlich, von seiner Sekretärin mit der Maschine geschrieben. Ich hätte mich lange genug herumgetrieben. Gut, daß er es nicht weiß, wie dreckig es mit manchmal gegangen ist. Ich soll nächstes Jahr nach Hause kommen und wieder ins Geschäft eintreten. Wahrscheinlich wieder mit den Musterkoffern auf Tour gehen. Danke, dafür habe ich alle Eignung verloren. Und dann in der Zwischenzeit im Büro arbeiten. Mich überfällt das Grauen, wenn ich an den Drehschemel denke, der meiner schon harrt. Den jeden Tag acht Stunden drücken müssen.....“

„Ja, aber es ist an der Zeit, daß Sie Ihrem Leben eine bestimmte Richtung geben. Mit der Landmesserei hier können Sie nicht viel erobern.“

„Ich glaube doch. Das habe ich Ihnen noch garnicht erzählt. Mit den Erben von Antonio Soares da Silva habe ich vorige Woche den Vermessungsvertrag abgeschlossen. Notariell. Ich vermesse die beiden Fazenden der Erbmasse, es werden an die zweitausend Kolonien werden. Die Bezahlung erfolgt zur Hälfte in Land, zur Hälfte in Geld.“

„Das brauchen Sie für die Vermessungsarbeiter. Und was fangen Sie mit dem Land an?“

„Darauf mach ich mich seßhaft. Außerdem ist mir kontraktlich der Verkauf der Kolonien übertragen. Denke, daß dabei allerhand abfällt, um eine Fazenda einzurichten.“

„Da sieht man es wieder. Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf. Meinen Glückwunsch, Gerhardt. Wünsche nur, daß Ihnen alles nach Wunsch gelingt!“

Gerhardt parierte sein Pferd. „Haben Sie keine Zigarette für mich?“

Die hatte ich und reichte ihm eine unangebrochene Schachtel. „Können Sie behalten. Hab noch eine als Reserve. Bei Ihnen ist wohl Kassenebbe? Sie, ohne Zigaretten!“

„Ja, leider, vollständig abgebrannt.“

„Freuen Sie sich. Ich zahle Ihnen nach Rückkunft hundert Milreis aus. Der Zé hat gleich bezahlt.“

„Großartig. Für vier Wochen aus dem Druck. Dann fängt die Vermessung an. Aber in einer Sache müssen Sie etwas helfen.“

„Und das wäre?“

„Meinem alten Herrn klar machen, daß ich gänzlich für das Leben in der alten Heimat unbrauchbar bin. In diese ewige Bevormunderei, von allen Seiten, füge ich mich nicht mehr ein.“

„Offengestanden, ich auch nicht. Ich werde mein Bestes versuchen, um Ihren alten Herrn für Ihren Plan umzustimmen. Aber was wird Ihre Braut dazu sagen?“

„Die kommt hierüber. Und dann schaffen wir uns zu zweit eine neue Heimat, auf unserem Land.“

„Meinen aufrichtigen Glückwunsch, Gerhardt. Es wird wohl für Sie noch allerhand harte Nüsse zu knacken geben. Aber zu zweit geht es leichter.“

„Das sage ich mir auch. Zum Verbummeln, wie so mancher Einspänner, habe ich keine Lust. Sobald die Vermessung beendet und ich den Besitztitel über mein Land habe, fahre ich hinüber und hole meine Braut. Es wird geheiratet und dann beginnt der Ernst des Lebens.... „

Wohl unbewußt hatte er damit eine tiefe Wahrheit ausgesprochen.

Fonte: *Kalender für die deutschen in Brasilien*. (Rotermund-Kalender), São Leopoldo, Rotermund Verlag, 1940, p. 89-102.

Texto transcrito do gótico.

Transcrição revista por Rainer Domschke.